
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 256. Bromberg, den 4. November 1936

Der tolle Achaz.

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

(15. Fortsetzung.) ———

Mutter Wilbrecht läßt ihr Alterchen brummen. Sie streicht ihm ein Butterbrot und fragt so nebenbei: „Wieviel Mann habt ihr denn nun beisammen, wenn es mal losgeht?"

„Einige hundert sind's gewiß!"

„Und wer ist der Führer?"

„Den kennen nur wenige! Ich leider nicht. Sonderbar genug ist das. Aber er ist da. Nur nicht greifbar. Wir kommen alle zur Lützowschen Reiterei, wenn's losgeht, und die Franzosen über den Rhein zurückgeworfen sind. Ich wollte, es wäre so weit! Das ewige Heimlichtun, das hängt einem zum Halse heraus ... Horch! Da kommen sie. Das ist der Wagen ... Gott sei Dank ... Ich muß mal rasch hinaus ..."

„Guten Abend!" sagt eine freundliche Stimme.

Als hätte ein Blitz neben ihm eingeschlagen, so starrt Wilbrecht auf Achaz, der in der geöffneten Türe steht. Der Präfekt ... Was will der denn hier? Die Überraschung raubt Wilbrecht die Sprache. Jetzt ist alles verloren ...

Aber Achaz holt kein Notizbuch heraus, um ihn zu verhören und seine Aussagen aufzuschreiben und es stehen auch keine Soldaten draußen, die das Gehöft einschließen, sondern Wilbrecht scharfes Ohr hört ganz genau den leisen Takt des Ausladens, das die Kameraden im Schutz der Nacht stumm und rasch vornehmen ...

Achaz nimmt dem alten Mann jede Bangigkeit, indem er sofort von Gutsangelegenheiten spricht und die Schäden in der Küche besichtigt, die nun im Herbst ausgebessert werden sollen. Auch in der guten Stube sind die Tapeten alt und brüchig, und er geht mit dem Verwalter hinein und besieht lange den Schaden, während Mutter Wilbrecht mit zitternden Händen den Leuchter hält. Und Wilbrecht tut ein übriges und bittet den gnädigen Herrn, auf ein paar Gläschen Steinhäger dazubleiben. Denn er will um jeden Preis verhindern, daß er den Hof wieder betritt, bevor die Waffen spurlos von der Bildfläche verschwunden sind. Achaz aber denkt: wenn du wüßtest, daß ich nur gekommen bin, um unter Umständen mit der Macht meines Amtes zugegen zu sein, wenn unberufene Leute sich einmischen wollen ...

Ich muß ihn ablenken und festhalten, überlegt Wilbrecht, und während sie nun um den Tisch sitzen und den Steinhäger verkümmeln, vergeht die Zeit, und unterdessen hat Achaz den beiden Alten klar gemacht, was alles getan werden muß, um den König Jérôme seinen kurzen Aufenthalt im Schloß so angenehm wie möglich zu machen, und wie die Speisefolge aussehen soll, und was Wilbrecht noch alles dazu besorgen soll, und schließlich schreibt er seine Wünsche in einer langen Liste auf. Aber daß er eine Verwünschung gegen den Jérôme darunter setzen möchte, das kann er leider dem treuherzigen Alten nicht verraten, obwohl er dessen finsteres Gesicht damit aufheitern möchte.

Als der letzte Steinhäger angenehm wärmend die Kehle hinuntergelaufen ist, verabschiedet sich Achaz, und Wilbrecht denkt: er ist doch nicht so übel, der Ullius ... vielleicht kann er auch nicht, wie er möchte und muß sein Herz verbergen ...

Kaum ist Achaz verschwunden, da treten Will Kröger und Klaus Fahrenholt in die Stube. Wilbrechts fragenden Blick beantworten die breitschulterigen Bauernsöhne mit rätselhaftem Lächeln ...

„Alles deftig besorgt!" sagt Kröger und stopft seine holländische Pfeife. „Na wie ist's, Mutter Wilbrecht! Einen Steinhäger könntet Ihr uns spendieren!"

„Ist keiner mehr da!" brummt Wilbrecht. „Der Ullius hat den ganzen Krug fast allein ausgepichelt!"

„War der da?"

„Saß da, wo du sitzt, Mensch, über eine Stunde lang, und ich habe Blutstropfen geschwitzt vor Angst, daß er was merkt."

Fahrenholt, den die Kameraden den Wölfling nennen, weil er kühn und unerbittlich wie ein Wolf im Streite ist, lacht los.

„Man gut, daß er da war!"

„Wieso?"

„Ich meine, daß du ihn hier festgehalten hast!"

Er blickt Kröger in die lachenden Augen.

„Ja, man gut!" wiederholt der mit einer sonderbaren Freude in der Stimme ..." Komm her, Poppespeeler, rauch' von dem holländischen Tabak! Durch den französischen Zoll durchgeschmuggelt! Schmeckt noch einmal so gut!"

Wilbrecht schüttelt den Kopf. Kenn' einer sich in den jungen Leuten aus! ...

An der Freitreppe fängt Krischan den leise daherkommenden Achaz ab. „Chaumette war mal wieder hinter der Grete her, die hat ihm eine ins Gesicht gehauen. Nun sitzt er am Kaminfeuer, hält sich den schmerzenden Backenzahn und brütet Rache. Wär' Zeit, daß dieser unheimliche Gast verschwindet!"

„Bleib' in der Nähe des Zimmers, Krischan!"

Achaz sieht sofort, als er eintritt: Wut und Schmerz sind geheuchelt, sucht Chaumette einen Vorwand, um zu verschwinden, noch ehe der König eintrifft? Er begrüßt den Maler, der finster in die Holzglut schaut, zunächst sehr freundlich.

„Man sieht Sie ja kaum noch bei Tage. Onkel Chaumette. Immer sind Sie unterwegs."

„Oh, es gibt viel zu schauen hier!" Sein Lachen klingt hart und haßvoll. „Du bist interessant, mein Junge."

Achaz schlägt einen höhnischen Ton an. Er merkt: der andere will nicht.

„Bei mir findest du nichts, Onkel Chaumette! Meine sämtlichen Behältnisse und Schubladen sind gut verschlossen und bewacht."

„Meinst du, daß ich das noch nötig habe, mein Junge? Stellst dich an, als ob du nicht derselbe Ullius wärst, der mir Beihilfe leistete, als ich deinen Vater erschoß, der mir

half, das Testament zu fälschen, das dir die Güter verschaffte, und die Erbin vertrieb, derselbe Ullius . . . Ja, schau' mich nur mit entsetzten Augen an, jetzt im Augenblick komme ich dir ungelegen, mein Junge, nicht wahr . . .?"

Achaz verbirgt sein Erschrecken und Grauen, so gut er kann. Der Ullius, der Gefallene, den er in der Schlacht niederkämpfte, war der Kumpan eines gemeinen Mordbuben, der Helfer eines Fälschers. —

Das Geheimnis um den Namen Ullius — das Geheimnis des Hasses in Wilbrechts Augen gegen ihn, der Träger dieses Namens ist und vor aller Welt das Leben des Erben wie ein guter Schauspieler und Doppelgänger spielt — das Geheimnis des verstorbenen Schloßherrn von Ullius, das also ist seine Aufhellung: ein Mord!

Die Wahrheit schmerzt Achaz sehr. Er spielte und spielt seine Rolle meisterhaft. Aber er muß heraus aus ihr! Möglichst bald . . . Er konnte dem Vaterland mit der Rolle nützen, aber jetzt brennt sie ihn wie Feuer . . . Und doch . . . Der Gegensatz des echten Ullius zu ihm, dem falschen, und doch so ehrenhaften Doppelgänger ist so groß und gewaltig, daß er nun tatsächlich über die Teufeleien lachen muß, die er nach dem Eingeständnis dieses schurkischen Chaumette verübt hat . . .

„Du bist lustig! Das ist gut! Das ist dein Glück, Freundchen, ich habe dich in der Hand, und es ist dein eigener Vorteil, wenn du mit mir verhandelst und mich zum Schweigen verpflichtest. Ich brauche ja nur zu erzählen, wie du mir die Büchse am Teufelsmoor in die Hand drücktest, die ich auf den Alten abschoß . . . Ich verlange nun, daß du dein Versprechen einlöst!"

Achaz erkennt; es ist die höchste Zeit, seine Rolle weiterzuspielen.

„Schweig!" erwiderte er. „Laß diese Erinnerungen, wo sie sind — im Nebel des Teufelsmoors! Nenne lieber deinen Preis! Wie hoch ist die Summe?"

„Wie, ich soll den Preis nennen? Ich glaube, der war vereinbart und von dir festgesetzt. Glaubst du, ich habe umsonst getötet? He? Ich habe es satt, weiter mich in der Welt von meinen allmächtigen Auftraggebern herumjagen zu lassen. Ich will endlich auch auf meinen Lorbeeren ausruhen und meinen Lebensabend in Ruhe genießen. Du hast neunundneunzig Pachthöfe. Es ist nicht zuviel verlangt, wenn du mir ein Dutzend davon schenkst!"

Achaz zieht ein bedenkliches Gesicht. „Viel verlangt, verehrter Onkel Chaumette . . . aber was will ich machen . . . sein gegebenes Wort muß man halten . . . Ich könnte ja auch über deine Person anders verfügen und Dinge ausplaudern, die dir den Kopf kosten würden. Aber was hätte ich davon: ich würde dabei meinen mitverlieren. Du hast recht Einigen wir uns also beide zu schweigen! Du sollst deinen Landbesitz haben, denn du hast ihn verdient! Nur nicht gleich kann ich den Vertrag aufsetzen. Er muß ja auch notariell sein. Morgen kommt der König. Und du", setzt er höhnisch hinzu, „willst du ihm vielleicht aus dem Wege gehen?"

„Nur insofern, als ich im Oberstock in meinen Zimmern bleibe. Sorge dafür, daß niemand zu mir hinaufkommt! Ich will allein sein, und niemanden sehen!"

„Sei außer Sorge! Man wird dich in Ruhe lassen!"

Chaumette erhebt sich, und in seinen Augen glüht ein fanatischer Haß, die eisige Frechheit des Wissenden gegenüber dem Mitschuldigen . . . „Gute Nacht! Mein Junge — Chaumette ist teuer. Er schenkt nichts . . . Er hat noch nie etwas geschenkt . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Achaz geht in sein Arbeitszimmer und schreibt einen Bericht . . .

Fast hätte er vergessen, daß er ihn in der Brusttasche stecken hat, wenn ihn nicht am nächsten Tage Juliane daran erinnert hätte . . .

Juliane, die noch immer Prima Ballerina am Hofe Jérômes ist, und von deren Beziehungen zum König pikante Geschichten im Umlauf sind . . .

Mit wenigen Wagen nur und ein paar alten Bedienten hat Jérôme diesmal seinen Einzug unauffällig ins Schloß gehalten und Quartier genommen.

Er hat sich in sein Zimmer zurückgezogen und schreibt.

In der Ahnengalerie im ersten Stock des Schlosses wandelt Achaz mit Juliane, dies und das betrachtend, dies und das erklärend.

Von jedem Möbelstück und jedem Porträt weiß er eine Anekdote zu erzählen. Die Decke der Galerie erstrahlt in Weiß und Gold, und an der Wand zieht sich ein auffallender Teppich mit schön gewirkten Jagdszenen hin. Juliane bewundert den künstlerischen Schmuck der Schränke, die da stehen: schwarze, mit Goldverzierung im Stil der Venizianer, wuchtige Danziger Stollenschränke mit eingelegten Blumen und Sternen aus verschiedenartigem Holz, geschnitzte Tische.

Plötzlich bleibt Juliane stehen und faßt Achaz scharf ins Auge. „Wenn ich Sie so gehen sehe und sprechen höre, erinnern Sie mich immer an einen guten Freund, den ich vor fast sieben Jahren auf merkwürdige Weise verlor. Er sah Ihnen sehr ähnlich."

Achaz zieht es vor, über ihre Bemerkung leichten Tones hinwegzugehen. „So etwas kommt vor. Vielleicht aber übertragen Sie bereits unbewußt die Zuneigung zu jenem Freunde auf mich . . ."

„Schelm!" schilt sie und trällert ein lockeres Liedchen, „daß die Männer doch alle so eingebildet sind!"

Also vergessen bin ich! denkt er. Über mir, dem Neuen, vergißt sie den Alten. — Die Probe gelang. Die schöne Frau ist eine Maske. Fragen wir also weiter! Wir müssen doch einmal hinter diese Maske schauen!

„Jener Freund, — wenn er Sie wirklich liebte, kann er Sie doch nicht vergessen haben? Und Sie? Vergißt man so schnell?"

Ein leichtfertiges Leuchten spielt in ihren Augen. „Früher nahm ich die Liebe schwer wie eine Rechenaufgabe, heute erwarte ich von ihr außer der Erhöhung meiner Person und meines Ansehens, Freude — nichts als Freude! Die Ärzte sagen ja auch, ich könnte meinen Beruf als Tänzerin nicht mehr lange ausüben, da ich schon ausgesprochene Anzeichen einer Lungenschwachheit zeige. Warum soll ich das Leben also nicht bis zur Neige kosten, wenn in kurzer Zeit vielleicht schon der Fährmann kommt, mich hinüberzuholen zum anderen Ufer? Ich will mich verbrennen an der großen Flamme . . . Aber ich liebe auch die goldene Umrahmung, in die sie gefaßt ist . . ."

Da weiß Achaz, daß die Geschichten über ihre Beziehungen zum König Jérôme die Wahrheit erzählt haben, und eine große Trauer kommt über ihn, daß soviel Schönheit an ihr offenbar wird nur im Bunde mit Berechnung und Leichtsinn . . . Und gerade deshalb kann er sie, deren Zärtlichkeiten er selbst einst nahm, heute anschauen wie einen fernen Traum, an dem er beinahe zugrunde gegangen wäre, und der doch sein besseres Selbst weckte. Und er merkt, wie so viele Männer: Wiederbegegnungen mit früheren Geliebten ernüchtern . . .

Höflich und kalt wendet er sich wieder den Betrachtungen der Gemälde zu, erklärt ihr die Herkunft und Malweisen und findet bald einige geschickte Wendungen, um sich von ihr zu verabschieden.

Juliane ist so sehr mit sich selbst und ihrem Tanzspiel beschäftigt, das sie abends bei einer kleinen Festlichkeit mit ihren sechs Tänzerinnen, die sie mitbrachte, aufführen will, daß sie von Achaz' Unmut nicht das kleinste Nebelwölkchen fühlt . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

„Ich wünsche, daß Sie mit nach Warschau kommen, wenn ich den polnischen Thron besteige", sagt Jérôme abends bei der Tafel zu Achaz, der an seiner Seite sitzt, denn daß ich die polnische Krone, die mein Bruder mir anbot, annehmen muß, habe ich mir reiflich überlegt. Es gibt keinen besseren Wall gegen Preußens Übergewicht im Osten!"

Achaz ergeht sich in höflichen Dankesworten für die bevorstehende hohe Ehre, Polizeipräfekt von Warschau zu werden. „Ich hoffe, daß sich Ew. Majestät wohl in meinem Hause fühlen."

Jérôme klopft ihm leutselig auf die Schulter — das tut er ja auch bei seinen Bedienten, erinnert sich Achaz — und bestätigt:

„Ich bin besonders zufrieden mit Ihnen, Herr von Ullius. Und fühle mich sehr wohl hier. Den Vierzehnender, den ich geschossen habe, verdanke ich Ihrer reichen

Jägererfahrung. In einem Punkte sind Sie freilich genau so dumm wie Ihre Kollegen in Paris, Marseille, Brest und Straßburg: Sie haben ebensowenig wie diese den berüchtigten Chaumette gefangen!"

Er lacht wie über einen guten Witz, die Gäste in seiner Nähe stimmen ein.

„Was würden Ew. Majestät denn mit diesem Geldschieber und Geldfälscher anfangen, wenn Sie ihn hätten? Ihn erschießen lassen?"

„Nein! Sofort hängen! Den Gegner erschießt man, Lumpen werden gehängt!"

(Fortsetzung folgt.)

Der tolle Bernau.

Anekdote von **Eilhard Erich Pauls.**

Der alte Flickschuster Hanne Wenig saß recht kümmerlich in seinem Keller . . . In der Klosterstraße zu Cölln an der Spree war das; er tat so, als ob er etwas zu tun hätte. Er hatte nichts mehr zu tun, aber auch wenig zu beißen. Er hielt sich die Ohren zu, denn die halbe Klosterstraßenjugend umschrie und umtobte ihn, und zugleich lauschte er gierig gespannt auf alles, was die liebe Jugend ihm zu sagen hatte. Er sollte erfahren, was aus einem solchen Jungen alles werden konnte, obwohl gerade aus ihm wenig, recht wenig geworden war . . . Er, Hanne Wenig, der in besseren Meisterjahren manches Glas Bernauer Bieres getrunken hatte, sollte, nun er keines mehr trank, erfahren, wie gut ihm der eine Krug Bier bekommen sollte, den er nicht getrunken hatte. Sie tanzten und schrien und johlten und lachten, und der alte Hanne Wenig am rauchenden Kochherd wunnerwarkte. Da erhob er sich von seinem Schemel, hieb ein paarmal, freilich ohne Kraft, mit dem Riemen um sich und versuchte, mit seiner heiseren Stimme den Lärm zu übertönen.

„Was ist denn eigentlich dabei?" sagte er. „Daß der eine Türkenwesir, den sie in der großen Schlacht totgeschlagen haben, Damad Alil geheißen hat, wissen wir hier in Cölln an der Spree und in Berlin auch. Und nachher war es der Wesir Arna ud Chalil, den sie bei Belgrad totschlugen. Warum sollen die Türken nichts vom Meister Hanne Wenig in der Klosterstraße wissen? Raus!" rief er. „Raus, wenn der große Türkensieger den Hanne Wenig in der Klosterstraße besuchen will. Was sagt ihr Bande, wie heißt er?"

„Der tolle Bernau!" jubelte die Straßenjugend. „Der Toll von Bernau! haben seine Knechte gesagt."

Hanne Wenig sank auf seinen Stuhl zurück und tat, als ob er etwas zu tun hätte. Aber seiner Alten gelang es mit dem Besen, die liebe Jugend zum Kellerloch hinauszutreiben. Das Reinemachen hinterher mit demselbigen Besen gelang ihr schon weniger . . .

Da war es an diesem Tage geschehen, daß vom Dorfe Lützelburg her, bestaubt und müde, aber lachend und strahlend, ein Reiterregiment in Berlin einzog, das aus dem Türkenkriege heimkam. An seiner Spitze ritt der alte Dessauer, krumm und steif im Sattel, der vom Schloß aus den Reitern ein wenig entgegengeritten war. Und ein von Lochow ritt an seiner Seite, der Oberst des Regimentes, hochmütig und auf seine Würde bedacht. Aber vor dem ersten Zuge ließ einer sein Pferd tanzen, dann warf er den Mädchen Kußhände zu und drohte den Jungen, wenn sie zu frech wurden; das war der Rittmeister Jochen Toll von Bernau. Er sah sich um wie einer, der lange nicht hier gewesen wäre. Und der hatte die Jungen nach Hanne Wenig gefragt, nach Meister Hanne Wenig in der Klosterstraße.

Er hatte Antwort erhalten und nun saß er bei Hanne Wenig. Sein Reitknecht hielt die Pferde draußen und sicherte die Kellertür vor der Straßenjugend. Der Rittmeister saß auf der Bank, und die beiden Alten standen vor ihm, kümmerlich, und verstanden ihn nicht.

„Der Jochen Toll von Bernau bin ich", hatte er lachend gerufen. Sie waren erschrocken zusammengefahren und kamen aus dem demütigen Dienern nicht wieder in die Höhe.

Da warf der Rittmeister ein gutes Geldstück auf den Tisch und verlangte, die Alte sollte einen der Straßenjungen schicken, daß er Bernauer Bier brächte. Denn danach hätte er die ganze Zeit, in den Niederlanden, vor Stettin und im Türkenlande, großen Durst gehabt. Und er trank einen vollen Zug. Der Flickschuster hatte nun seinen Schemel an den Tisch gezogen, aber er wagte kaum zu nippen.

„Und den kennt ihr nicht? Den Jochen Toll von Bernau kennt ihr nicht mehr?" fragte der Rittmeister lachend. Sie waren sehr schuldbewußt, aber sie kannten ihn nicht.

„Und du bist es doch gewesen, Hanne Wenig, der mich zum Rittmeister gemacht hat", lachte er. Aber die Alten krochen nur ein bißchen weiter von ihm ab. So mußte er nachhelfen.

„Kam ein Junge, vierzehn Jahre alt, hierher", erzählte er behaglich, „kam aus dem Städtchen Bernau und sollte das Schusterhandwerk lernen. Damals waren hier noch Geselle und Lehrling. Hieß Jochen Toll und wußte von nichts in dieser Welt." Die Alten rissen die Augen auf. „Schickte der Meister den Jungen aus, gab ihm Geld, er sollte einen Krug Bernauer Bier holen."

„Hat mich betrogen", brummte Hanne Wenig. „Ist mit den Groschen durchgebrannt und nie wiedergekommen."

Aber der Rittmeister lachte. „Nun ist er da", rief er. „Damals meinte der arme Bursch, das Bernauer Bier müßte in Bernau geholt werden. Ging also und war am späten Abend in Bernau bei seiner Mutter. Ach du heilige Dreifaltigkeit! barmte die Mutter, so was zu verlangen! Aber am Abend des zweiten Tages stand der Bursch wieder vor dem Stadttor, ehe es geschlossen war. Sagte ihm ein anderer Lehrling, daß der Meister den Knieriemen schon zurecht gelegt hätte. Aber der Bursch wollte keine Prügel haben, war nicht daran gewöhnt. Da vergrub er den Zinnkrug mit dem Bier unter dem Birnbaum, der hinten im Garten stand. Steht der Birnbaum noch?"

Die Alten schlugen die Hände zusammen, aber der Birnbaum stünde noch.

„So was! So was!" murmelten die Alten. Aber nun mußten sie mit in den Garten kommen. Der Rittmeister selber, er war nicht zu stolz dazu, und er war ja angefüllt mit Freude — Jochen Toll von Bernau selber nahm den Spaten. Da kam der Zinnkrug zum Vorschein.

Als sie den Deckel aufklappten, war kein Bier mehr drinnen, bloß eine eingedickte Kruste. Aber nun griff der Rittmeister in seine Tasche und ließ die Talerstücke und die Dukatenstücke in den leeren Krug klappern, bis er voll war.

Aber so lange konnte er nicht warten, bis die Alten begriffen hatten. So klirrte er ohne Dank davon. Das Vivatschreien besorgte die Straßenjugend draußen.

Der verlorene Sohn.

Erzählung von **Erich Fr. Tübner.**

Der Händlbauer schiebt die bunten Vorhänge zur Seite und preßt seine heiße Stirn ans Fenster. Unter buschigen Augenbrauen stechen finster ein Paar dunkle Augen hervor und blicken unstet über die Felder und Wiesen, die sich gegen den weiten Horizont dehnen. Hinterm Busch sieht er gerade noch die hohe, schwarze Gestalt des Pfarrers verschwinden. Mit ihm hat er eben eine ernste Aussprache gehabt. Dabei ist er ein wenig in Zorn geraten. . .

In der geräumigen Bauernküche herrscht Stille. Nur das Ticken der alten, wurmstichigen Schwarzwälderuhr ist hörbar. Draußen brüllt hin und wieder ein Rind auf.

An dem schweren, eichenen Tisch sitzt die Bäuerin — die Hände im Schoß. Sie hat verweinte Augen. Ist ja auch kein Wunder, wo es um die Zukunft des Anderas ging. Der sollte Bauer werden wie der Michel — der ältere Bruder. So wollte es der Händlbauer. Wenn der Bub' nur nicht so begabt gewesen wär'! Der Lehrer im Ort hatte es oft gesagt: Sie könnten stolz sein auf den Andreas, aus dem würde einmal etwas werden. Und das fühlte auch die Bäuerin. Aber da war der Bauer mit seinem Dickschädel. Wie oft war sie vergeblich dagegen angerannt! In ihrer Not lief sie zum Pfarrer. Der wußte immer Rat . . .

Und vorhin hatte der nun dem Bauer gut zugeredet. Aber so ein harter Bauernschädel war wie ein Fels, an dem jede Welle bricht. Schließlich hatte er doch Ja und Amen gesagt — wenn es ihm auch nicht leicht gefallen war.

Wie sich der Händlbauer mit einem Seufzer vom Fenster abwendet, tritt die Bäuerin an ihn heran. Als müsse sie ihm Rechenschaft ablegen für ihr Handeln, sagt sie mit seltsam weicher Stimme: „Er wird's uns schon einmal danken, der Anderl — wenn er groß ist . . ."

Alles Harte und Trotzige schwindet für einen Augenblick aus seinem Gesicht: „Schon gut!“ sagt er. Das ist alles. Dann geht er in den Stall.

*

Die Jahre in ihrer Einförmigkeit gehen still dahin. Sie bieten dem Bauern keine Abwechslung, keine Vergnügungen. Das Ackerland verpflichtet ihn zu heiligem Tun. Und dabei wird man nicht jünger. Das merkte der Händlbauer an seinem weißen Haar. Oder war es um den Andreas . . .? Der hatte schon lange nicht geschrieben!

Ja, das Glück war dem Andreas hold. Er hatte sich zäh emporgearbeitet. Sein Aufstieg begann verheißend und gestaltete sich, wie er glänzender nicht gedacht werden kann. Sein Auftreten gewann bald an Sicherheit und Weltgewandtheit, so daß niemand in ihm den Bauernsohn vermutete.

Mit den erhöhten Aufgaben wuchs aber auch sein Stolz. Der Reichtum, der den bisher nur an Einfachheit gewöhnten, in aller Einsamkeit aufgewachsenen Sohn der Scholle umgab, verwirrte seine Sinne, und der Hang zu gesellschaftlichen Vergnügungen verschloß ihm vollends den Blick für das Vergangene. Er fand den Weg nicht mehr zurück ins schlichte Bauernhaus, zu den Herzen der Eltern . . .

Die Ellbogen auf die Knie gestützt, so sitzt der Händlbauer da und hängt trübsinnigen Betrachtungen nach. Die Arbeit will nimmer so recht gehen. Es fehlt ihm etwas, das ihm neuen Antrieb gibt. Er weiß selbst nicht recht, was das ist. Für sein Alter hat er freilich genug getan, aber abtreten von seiner Arbeit — nein, das will er nicht. Für ihn gibt es alleweil noch zu tun . . .

Da reißt ihn die Bäuerin in die Wirklichkeit zurück. Ein Brief sei gekommen vom Andreas. Der Bauer horcht auf. Ein Trotz zeichnet sich in seinem furchenreichen, verwitterten Gesicht. Umständlich öffnet er den Briefumschlag.

Der Sohn schreibt, sein kleiner Bub sei ernstlich krank. Er huste stark, und der Arzt habe Landaufenthalt verordnet. Ob er ihn auf einige Wochen nach dort bringen dürfe? Bei ihnen sei er sicher am besten aufgehoben . . .

Verzweiflung und Schmerz sprechen aus diesen wenigen Zeilen.

Hochgereckt steht der Bauer da. Eine tiefe Falte gräbt sich in seine Stirn. Nichts an ihm ist zustimmend oder ablehnend. Stumm legt er den Brief beiseite. Dann spannt er die Pferde vor und fährt aufs Feld.

Die Bäuerin ist in Sorge — wie nur eine Mutter sein kann. Zwei Tage sind vergangen, ohne daß ein Wort von dem Brief gefallen ist. Ganz ratlos steht die Bäuerin da. Da kommt es plötzlich wie eine Erleichterung über sie. Mit dem Brief in der Hand läuft sie heimlich zum Pfarrer. Der würde ihr schon wieder helfen . . .

Und er verspricht es auch. Sie sollen nur am Sonntag, wie gewöhnlich, zur Kirche kommen. Mehr sagt er nicht.

Am Sonntag ist die kleine Dorfkirche bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Gemeinde lauscht der Predigt des Pfarrers und ist ganz ergriffen von der Schilderung des hochherzigen Vaters, der seinen ungeratenen, aber reuevollen Sohn wieder mit Freuden aufnimmt . . .

Zusammengesunken sitzt der Händlbauer da. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn wühlt sein Inneres auf und löst dort gleichsam eine Lawine, die alles mit sich in die Tiefe reißt. Die Bäuerin sieht ihn verstohlen von der Seite an. Sein Antlitz bekommt plötzlich einen weichen Zug, den sie bisher an ihm noch nie wahrgenommen. Ein einzelner Sonnenstrahl, der sich durchs Fenster stiehlt, läßt es noch milder und verklärter erscheinen.

Auf dem Heimweg kann die Bäuerin kaum mithalten, so schreitet er aus. Sie reden kein Wort. Und das ist auch gar nicht notwendig. Wo Herzen Zwiesprache halten, hat der Mund fein zu schweigen.

Kaum zu Hause angelangt, hängt er seinen Hut an einen Haken und geht in die gute Stube. Mit ungelenker Hand schreibt er einen Brief — nur wenige Worte . . .

Die nächsten Tage treibt es den Bauern genug herum. Die Unruhe läßt ihn oft auf dem Feld mit der Arbeit innehalten und nach dem nahen Wald spähen, in den sich die Landstraße wie ein graues Band hineinwindet. Da hebt sich wirklich vom dunkelgrünen Hintergrund ein rotes Etwas ab, das rasch näher kommt. Mit einer Hand beschattet er die Augen. Ein Auto — eine schöne, rote Limousine! Ob er das ist? Mit weitausholenden Schritten geht der Bauer der Landstraße zu. Da hält auch schon der Wagen, und der Sohn steigt heraus . . . groß, breitschultrig . . . ein echter Händl.

„Vater!“ kommt es von seinen Lippen, und er legt zaghaft die Rechte in die dargebotene des Vaters. Der Bauer sieht forschend in die Augen des Sohnes und glaubt darin etwas zu erkennen, das ihn um Verzeihung bittet. Der Mund — sonst nie im Reden verlegen — öffnet sich leicht, er findet nicht gleich die rechten Worte.

Der Vater unterbricht das peinliche Schweigen. „Schon gut!“ sagt er.

Schon gut! Nichts als das. Der Sohn entsinnt sich, was diese zwei einfachen, vom Vater oft gebrauchten Worte bedeuten. In ihnen liegt eine ganze Welt stillen Entsagens und Verzeihens . . . Ein glückliches Lächeln huscht über das Gesicht des Heimkehrers.

Im Wagen, auf dem Schoß der jungen Frau, sitzt, in ein Bündel von Decken gehüllt, der kleine Anderl. „Opa!“ ruft er beglückt, und ein kleines, kaltes Händchen streckt sich dem Bauern entgegen. Er fühlt, wie es ihm heiß in die Augen steigt, und wendet sich für einen Augenblick ab. Es brauchte niemand zu sehen . . .

Im Westen schwindet langsam die untergehende Sonne und färbt die Äcker und Wiesen rot. Vom altersgrauen Turm der Dorfkirche läuten die Glocken Abendfrieden und tragen ihn weit ins Land . . .



Bunte Chronik



Amerikanische Wahlkampfrekorde.

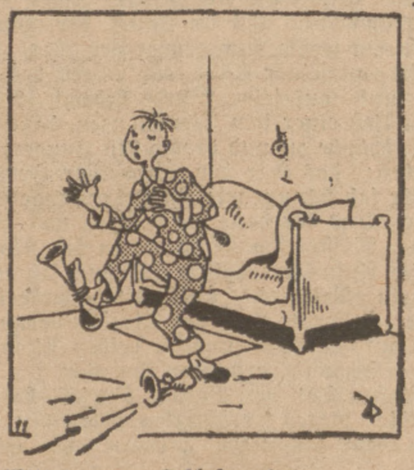
Im gegenwärtigen amerikanischen Präsidentenwahlkampf werden Rekorde geschlagen. Franklin D. Roosevelt hat bereits jetzt 18 000 Meilen zurückgelegt und Alfred M. Landon 15 500 Meilen. Das macht zusammen ein Fünftel mehr aus als der Erdumfang am Äquator. Dazu kommen 25 000 Meilen, die der republikanische Vizepräsidentenkandidat Frank Knox geschafft hat. Präsident Roosevelt sprach ferner im ganzen zu etwa 5 Millionen Menschen, nicht eingerechnet natürlich diejenigen, die seine Reden im Radio mitanhörten. Die unmittelbare Zuhörerschaft Landons wird auf 1¼ Million Köpfe geschätzt.

In der Geschichte der amerikanischen Wahlkämpfe sind ähnliche Leistungen nur im Jahre 1896 vollbracht worden, als William J. Bryan kandidierte. In den 4 Monaten, die seit der offiziellen Aufstellung Franklin D. Roosevelts als Präsidentschaftskandidat vergangen sind, hat er nur etwa einen Monat in Washington zugebracht. Die ganze übrige Zeit war er unterwegs.



Lustige Ecke





Gutes Mittel gegen Schlafwandeln.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.